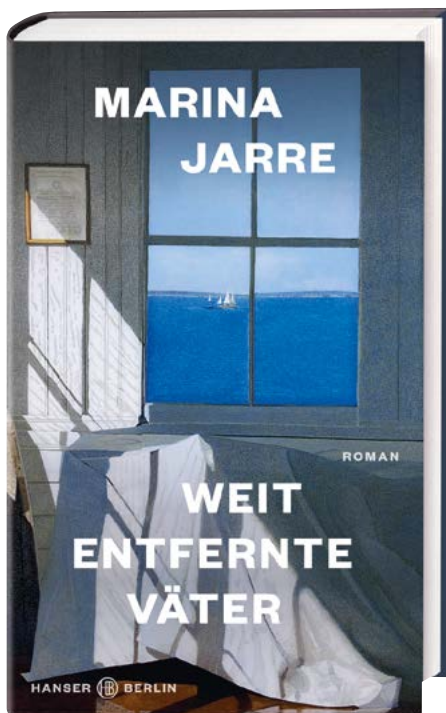


Leseprobe aus:
Marina Jarre
Weit entfernte Väter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



**MARINA
JARRE**

**WEIT
ENTFERNTE
VÄTER**

Roman

Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull

Hanser Berlin

Die italienische Originalausgabe erschien erstmals 1987
unter dem Titel *I Padri Lontani* bei Einaudi, Turin.
Die vorliegende Übersetzung basiert auf der 2021 bei
Bompiani, Mailand, erschienenen Neuauflage.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28140-0

© 2021 Giunti Editore S.p.A / Bompiani, Firenze-Milano.

www.giunti.it www.bompiani.it

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke
des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: »Morning Sail« © Gary Akers

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

**WEIT
ENTFERNTE
VÄTER**

DER LICHTKREIS

Meiner Schwester Sisi

Es gibt Tage, an denen ist der Himmel über Turin gewaltig. Tage sommerlicher Schwüle, wenn die Hitze von morgens an über dem Horizont liegt, auf der einen Seite über den Hügeln und auf der anderen über den Bergen. Im Morgengrauen rauschen die Bäume in weiten, laubigen Wogen, eine sachte und stete Bewegung, die über die ganze Stadt hingeht. Der Himmel ragt in mattem, gleichförmigem, wolkenlos gelblichem Grau und regt sich nicht. Unter diesem Himmel fliegen und zwitschern die Schwalben. Wenig später, gegen acht, schließen die immer sachter wogenden Bäume das Zwitschern in sich ein, bis ihre Bewegung verebbt, der Himmel sich blendend gelb färbt und das Geräusch der Autos die Straßen erfüllt.

Hin und wieder höre ich Gianni oder einen seiner Freunde über das Turin ihrer Kindheit und Jugend reden, als sie im »Italia« eislaufen gingen; hier führte die Fußgängerbrücke über die Gleise, dort lief man durch die Straße mit den Puffs oder durch die noch unbegradigte Via Roma entlang der alten Läden. Turin endete am Ospedale Mauriziano, dahinter lagen die Wiesen.

Beim Reden über dieses Turin klingen Gianni und seine Freunde kein bisschen betrübt, sie trauern nichts nach. Nur den Schienen der Tramlinie 8, die vor ein paar Jahren herausgerissen wurden, habe ich Gianni nachtrauern hören. »Die werden schon sehen«, sagte er grimmig, »wenn es kein Ben-

zin mehr gibt!« Einmal, bei einem Spaziergang durch den Parco del Valentino, trauerte er auch der riesigen Araukarie im Botanischen Garten nach, deren gekappter Stamm als gigantischer, grauer Stumpf über die Mauer ragt.

Er redet von Menschen, und während er redet, zieht die Stadt sich zu einem engen Kreis zusammen, in dem jeder jeden kannte.

»Die hatte schon als Kind krumme Beine«, bemerkt er, als er eine Dame überholt.

»Kennst du sie?«

»Nein, aber wir sind zusammen zur Grundschule gegangen; sie war auch auf der Silvio Pellico.«

Er trauert dem Turin von früher nicht nach, überlege ich, weil er es nicht verloren hat. Er hat seine Kindheit nicht verloren.

Oft bin ich auf die Kindheit der anderen neidisch. Manchmal beneide ich ganz plötzlich sogar ein Kind im Kinderwagen oder eine junge Schwangere mit ihrem hübschen, anmutigen Babybauch. Der Neid wurzelt im altbekannten Unbehagen, dass ich nachfragen muss, dass ich ausgeschlossen bin, und in der Wehmut, die ich wiederum für das Turin von früher empfinde, aus dem, ganz nahtlos, das Kind im Kinderwagen und die anmutige junge Frau mit ihrem prächtigen Babybauch hervorgegangen sind.

Das Bedauern, das Gianni und seine Freunde offenbar nicht empfinden, speist sich eben aus dem, was ich nicht weiß, was ich nicht gesehen habe, aus Gerüchen, die ich nicht gerochen habe, aus der Existenz dieser Frau, die ich nicht gewesen bin.

Seit weit über dreißig Jahren lebe ich in Turin und kenne die neue Stadt, die sich ringförmig um den alten Kern ausgedehnt

hat, in- und auswendig, sie ist mit mir erwachsen und alt geworden, die riesigen, von Mietskasernen lückenlos gesäumten Straßen im Süden und Westen; die neuen Einfamilienhäuser in den Wohnvierteln der Hügel, die nebligen, sich lichtenden Viertel an der Autobahn Richtung Mailand, wo es entlang der Straße nichts als Tankstellen zu geben scheint, und darüber nachfunkelnde Leuchtreklamen.

Einmal verbrachte ich den Sommer in Turin mit einem Pflanzenbestimmungsbuch. Nachmittags um fünf verließ ich das Haus und wanderte an den Grünanlagen im Zentrum und im Viertel Crocetta entlang, besuchte die öffentlichen Parks und bestimmte anhand der Beschreibungen und Abbildungen im Buch die Bäume.

Der Sommerwind stob staubigen Papiermüll zur dichten Kuppel der Rosskastanien empor. Im Garten nebenan blühte ein Schnurbaum, auf den den kleinen Grünflächen in der Via Bertolotti verblühten die Seidenbäume. In den Giardini Larmarmora leuchteten die Blätter der Judasbäume, wenn sich die Abenddämmerung wegen der Gewitter, die jeden Sommer wie schwarze, sich mal im Norden, mal im Süden öffnende Schotten die Stadt umkreisen, bläulich färbte, dann also leuchteten die Blätter der Judasbäume in hellem, sattem, blau bestrahltem Grün.

Während ich mich umblickte – ist das wohl eine Flügelnuss oder ein Götterbaum? –, durchrieselten mich Schauer von Verbundenheit, die, obschon diffus und ungerichtet, denen galt, die, wie ich, des Sommers in Turins Straßen unterwegs waren.

Während ich die Orte Straße für Straße erwanderte, auf den von Staub, Papier, zerschmolzener Eiscreme, Kondomen, Sprit-

zen und Hundekot verdreckten Gehsteigen, wurde die Straße selbst zu einem Ort, zum einzig möglichen, von den anderen Orten ununterscheidbaren Ort, und die Menschen auf dem Gehsteig und ich mit ihnen voneinander ununterscheidbar.

Neue Mietshäuser wuchsen an neuen schlammigen, endlos nackten Straßenzügen in die Höhe, verletzlich zunächst in ihrer versprengten Einsamkeit, dann eingehegt zwischen erdigen, mit mageren Bäumchen bepflanzten Inseln – Zürgelbäume? –, und plötzlich durchschnitten gerade Ahornreihen den großen Parkplatz zwischen dem Krankenhaus San Giovanni Vecchio und dem Palazzo della Borsa: willkürliche Veränderungen, anfällig für weitere abenteuerliche Wandlungen, durch unsichtbare Hand und über Nacht. Geschmackssache, die Telefonzellen, die genauso aussehen wie die Zeit-und-Raum-Transporter aus Science-Fiction-Filmen, dabei ganz klar als solche erkennbar, um ihrerseits die tägliche Notwendigkeit und Natürlichkeit solcher Teleportationen zu bezeugen.

Dies ist der namenlose Ort, anderen Orten gleich, und meine Zeit, der Zeit der anderen gleich. Ich werde nicht mehr fliehen.

Als ich mir als Kind vorstellte, von zu Hause fortzulaufen, war Italien das Land meiner Zuflucht. Italien, die Heimat meiner Mutter, wo es immer warm war und man lange Stunden im Garten verbrachte. Was machte da schon der Durchfall, der meine Sommerferien wegen des zu vielen, noch grün von den Bäumen gepflückten Obstes begleitete.

Meine Schwester und ich sind in Riga geboren.

Ein Foto von mir mit fünf Jahren: Das Haar zu zwei dicken Zöpfchen links und rechts neben dem kleinen Gesicht geflochten, gekleidet in das feine Kordsamtkleidchen, das, wie alle an-

deren, meine Mutter ausgesucht hat, und darüber die dünne Hausschürze, stehe ich neben dem Puppenhaus und halte mit einer Hand meine Babypuppe Willi fest, die auf dem flachen Dach neben dem Käfig des Kanarienvogels Pippo sitzt. Ich deute ein kleines, stures Lächeln an und blicke seitlich in die Ferne.

Mit dem gleichen verkappten Lächeln über dem störrischen kleinen Kinn und abermals mit abgewandtem Blick sitze ich auf einer anderen Fotografie neben meiner Mutter und meiner Schwester, die mit neugierig strahlenden Augen geradeaus schaut. Auf dem mir zugewandten Profil meiner Mutter liegt ein stolzes und gerührtes Lächeln. Im Augenwinkel hat sie zwei winzige Falten.

Mein Selbstbild ist mit den Ängsten verbunden, die ich hatte; meine Wahrnehmung der anderen mit dem Auftauchen meiner Schwester in meinem Leben.

Wir gehen in den Kaisergarten, ich habe die Hände auf die Stangen des Kinderwagens gelegt, in dem meine Schwester liegt. Ich glaube, ich schiebe ihn, und erinnere mich noch genau an das Funkeln der Stangen vor dem Gesicht. Hinter mir geht das Kindermädchen, und natürlich schiebt sie den Wagen. Aber ich denke: »Jetzt werden alle mich sehen und sagen, was für ein liebes Mädchen, das sein Schwesterchen spazieren fährt.« Wir treffen jemanden und bleiben stehen. Und dieser Jemand über mir sagt auf Deutsch: »Was für Augen die Kleine hat, wie zwei schwarze Pflaumen.« Sofort ist mir klar, dass es die Augen meiner Schwester sind, die wie zwei schwarze Pflaumen aussehen. Das Wort Pflaume hat einen unendlich sanften Klang. Und meine Mutter wiederholt diesen Klang, als das Kindermädchen ihr später davon erzählt.

In der Nacht träume ich, wie ich auf demselben Gehsteig über die Ahornblätter laufe; neben mir geht ein winzig kleines, weißliches, weiches Wesen. Ich zerquetsche es, und es zu zerquetschen, gibt mir ein gewaltiges Gefühl von Macht. Ich weiß, dass es »lebt« und dass ich es töten kann. Dass ich über es verfüge. Ein anderes Mal finde ich gleich mehrere davon auf einem Mäuerchen und zerquetsche sie ebenfalls. Dort, wo ich sie zerquetscht habe, bleibt ein großer Fleck zurück. Wenn ich wach bin, erschrecken mich diese Träume: Wenn ich wach bin, kann ich niemandem etwas zuleide tun und nicht einmal hinsehen, wenn die Kutscher ihre Pferde peitschen. Man hat mir erzählt, gestürzte Pferde mit einem gebrochenen Lauf müsse man töten, denn »wenn ein Pferd stürzt, kommt es nicht wieder hoch«.

Bei unseren Gängen zum Kaisergarten muss ich kaum älter als zwei gewesen sein, denn der Altersunterschied zwischen mir und meiner Schwester beträgt nur dreizehn Monate. Aus diesen dreizehn Monaten stammen auch die beiden Fotos aus unserem Familienalbum. Auf dem ersten, das mein Onkel geknipst hat, sitze ich nackt auf einem Korbstuhl in der Sonne, im Garten vor dem Haus meiner Großeltern mütterlicherseits in Torre Pellice. Ich lache über das ganze Gesicht, und meine Mutter steht hinter der Stuhllehne und beugt sich lächelnd über mich. Auf dem anderen Bild, das ein Fotograf aufgenommen hat, lehne ich mich stehend an meine Mutter, die in einem sehr weiten Kleid neben mir auf den Knien hockt. Ich habe ein winziges, ernstes Gesicht, kleine Augen, eine kleine Nase, einen kleinen Mund und spärliches, glattes Haar. Auf der Rückseite des Fotos steht ein handschriftlicher Vermerk meiner Mutter, in dem sie mich »Marinette« nennt. An diesen

hübschen Namen habe ich keinerlei Erinnerung. Als kleines Mädchen wurde ich »Miki« genannt – ein Spitzname, den mir meine Schwester gab –, und meine Großmutter mütterlicherseits nannte mich Mina, mit französischer Betonung auf dem a.

Gut möglich, dass meine Liebe für die nackte Herbst- und Frühlingssonne, die besonders klar und kühn durch die Stämme und kahlen Zweige zu blitzen scheint, Teil jener dreizehn Monate ist, die zwischen meiner Geburt und der meiner Schwester liegen. Jedes Mal versuchen sie dann Gestalt in mir anzunehmen, Erinnerungen an nicht erlebte Begebenheiten oder an nicht bewusst wahrgenommene Empfindungen, und ich sage: »Das ist gut so, ich habe keine Angst.« Oder: »Ich bin, wie ich bin, und das will ich genießen.«

Doch vor allem habe ich das Gefühl, woanders zu sein, die ersten Schritte eines anderen zu tun.

Dabei wusste ich sehr früh, wo ich mich befand, obwohl sich mein Bewusstsein auf den jeweils gegenwärtigen Ort und die jeweilige Zeit beschränkte – mein Zimmer, die Straße vor unserem Haus, das vom Meer gestreifte Stück Strand – und Ortswechsel ausblendete. An jenem Ort und in jener Zeit war jede meiner Gesten und jedes Wort zutiefst bedeutsam und entscheidend. Ich kannte die Ereignisse in einem Rahmen, um mich ihnen sofort stellen zu können – zunächst erschienen sie mir allesamt bedrohlich –, und wusste nicht, dass man warten oder die Dinge aufschieben konnte.

Ich hatte daher viele Ängste – ich war feige, sagte meine Mutter –, in denen sich Menschen und Orte mischten: Es gab Menschen, die mich in Bedrängnis brachten, Orte, die beängstigende Wesen heraufbeschworen. Doch an jedem Ort und in

jedem Augenblick suchte ich nach dem Mittel, der Geste oder dem Wort, um meine Ängste allein zu bewältigen. Ich war auch eine Lügnerin, sagte meine Mutter.

Ich fürchte mich vor meiner Mutter, ich fürchte mich vor ihr, wenn sie da ist, und sehne mich nach ihr, wenn sie nicht da ist. Ich bekomme zu hören, diese Liebe würden *alle* Kinder für ihre Mutter empfinden. Und ihre Mama liebt sie ebenfalls, weil sie gelitten hat, um sie zur Welt zu bringen. Das verstehe ich nicht, warum liebt sie sie, wenn sie gelitten hat? Hingegen verstehe ich sehr wohl, warum die Mama die Kinder macht und dass man ihr im Krankenhaus den Bauch aufschneiden muss, um sie herauszuholen.

Als ich geboren wurde, ist meine Mutter auch ins Krankenhaus gegangen. Bevor ich zur Welt kam, hat sie sich wochenlang übergeben; sie blieb an den Lattenzäunen stehen, um sich in Ruhe zu übergeben. Am Abend vor meiner Geburt hat sie aufgehört, sich zu übergeben. Ich bin ein paar Wochen zu früh geboren. Das sollte doch nun endlich mal ein Vorzug sein, aber das ist es nicht, denn es war meine Mutter, die mich zu früh hat kommen lassen, weil sie auf eine Leiter gestiegen ist, um ein paar Marmeladengläser auf den Schrank zu stellen.

Dann habe ich immer grün in die Windeln gemacht und nachts geweint.

Ich habe spät laufen und spät sprechen gelernt; man hielt mich für dumm, doch die alte Njanja, die mit mir spielte, wenn ich nachts wach wurde, und mir russische Lieder vorsang, sagte, ich sei hochintelligent.

Die Erwachsenen haben keine Angst, das ist der Unterschied zwischen ihnen und mir. Ich weiß nicht, ob sie gut daran tun, keine Angst zu haben: Sie laufen über zugefrorene

Seen. Das Eis knirscht; wer garantiert den Erwachsenen, dass es nicht bricht?

Sie lassen nachts die Öfen brennen; dann fackeln ihre Häuser ab – vor allem die der Arbeiter am Stadtrand –, und die Feuerwehrleute müssen anrücken und sie löschen.

Mein Onkel wirft mich in die Luft und fängt mich wieder auf. Er hat viel Spaß daran, aber schafft er es auch, mich wieder aufzufangen?

Ist den Erwachsenen nicht sogar der Zeppelin abgestürzt, der eines Morgens, ganz silbrig im Sonnenlicht, direkt vor unseren zur Düna gelegenen Fenstern vorbeizog?

Auch ich werde irgendwann erwachsen sein, aber ich kann es mir nicht richtig vorstellen. Ich fürchte – und daran denke ich oft –, in einer einzigen Nacht auf einen Streich groß zu werden. Wie soll ich am nächsten Morgen Kleider in der passenden Länge finden? Ich werde allein losgehen und mir welche kaufen müssen, und die Erwachsenen werden sich wegen meiner zu kurzen Kinderkleidchen lustig über mich machen. Sie machen sich gern über mich lustig, und ich hasse es, wenn sich jemand über mich lustig macht. Vor allem hasse ich die, die sich über mich lustig machen.

Beim Gehen drehe ich mich um und präge mir die Straße ein, damit ich allein wieder nach Hause finde, sollte ich irgendwo zurückgelassen werden. Und für den Fall, dass meine Mutter es nicht rechtzeitig wieder in den Zug schafft, lerne ich auch die Namen sämtlicher Haltestellen auswendig, durch die wir auf der langen, viertägigen Reise kommen, die uns im Sommer bis nach Italien bringt; nach Italien, nach Torre Pellice. Der erste italienische Name, den ich lerne, ist »Garda«, Lago di Garda – Gardasee –, und eines Morgens sehe ich ihn, kaum bin

ich aufgewacht, im Zugfenster, ein schmaler Schnipsel smaragdgrünen Wassers.

Als ich meiner Mutter erkläre, was ich auf der Straße tue, warum ich mich beim Spazierengehen dauernd umdrehe, ist sie zutiefst beleidigt.

Dabei will ich doch nur, dass sie mich endlich lobt. Normalerweise lasse ich mich wie ein Paket von einem Ort zum anderen bugsieren, und kaum bin ich da, grabe ich mir schleunigst einen Bau. Ich hasse Kindergesellschaften, auf denen mich irgendein Erwachsener in meinem Eckchen stört, mir riesige, widerliche Cremeschnitten anbietet und mich ausfragt, was ich gerne mache. Magst du Schlittensfahren oder Eislaufen? Magst du heiße Schokolade? Gehst du gern in den Kindergarten?

Einmal nehmen sie mich mit, um ein kleines, frisch geborenes Kind anzusehen; wir sind zu Besuch bei jemandem von der holländischen Gesandtschaft. In einer Fensternische hinter einem großen Vorhang habe ich mir ein abgeschiedenes Plätzchen gesucht, schaue mir ein Bilderbuch an und lese die Überschriften in Großbuchstaben. Und schon stößt mich der übliche Erwachsene auf und nimmt mich mit den anderen Kindern mit, um das Neugeborene anzusehen. Das Zimmer, in dem die Wiege steht, ist hell erleuchtet und voller Menschen. Es riecht nach heißer Schokolade. Das Kind hat nackte Beine und Füße. Es ist dick und weiß. Alle sagen »so ein hübsches Kind«, aber ich muss mich fast übergeben, vielleicht wegen des Kakaogeruchs oder weil ich gesehen habe, dass sich ein Haar um den großen Zeh des Kindes kringelt.

Hin und wieder übergebe ich mich. Ich esse nicht gern Fleisch und kann ohne weiteres den ganzen Nachmittag lang gekaute Fleischklumpen im Mund behalten, gut versteckt in

den Backentaschen. Meine Mutter pult sie mit dem Finger heraus und schimpft auf mich ein. Sie hat recht, ich sollte mich überwinden, sie hinunterzuschlucken; wenn ich es nicht tue, wachse ich nicht.

Als ich Keuchhusten hatte, ließ Mama über die italienische Gesandtschaft Apfelsinen kommen. Sie kosten schrecklich viel und liegen aufgereiht auf einem hohen Bord. Ich esse sie, um ihr einen Gefallen zu tun, dann huste ich sie wieder aus – teuer, wie sie sind –, während meine Schwester, die ebenfalls Keuchhusten hat, es schafft, sie wieder hinunterzuschlucken. Meine Mutter lacht, als sie davon erzählt und beschreibt, wie meine Schwester hastig hustet, die Apfelsinen wieder hinunterschluckt, »Fertig!« sagt und weiterspielt.

Ich esse nicht gern; es gibt nur wenige Gerichte, auf die ich versessen bin. Gekochter oder geräucherter Lachs. Abends im Dunkeln gehe ich ihn mir auf dem Küchentisch anschauen, rosig und duftend, schon fertig für den nächsten Tag. Auch Kissel esse ich gern (ein säuerliches Beerenkompott) und Nudelsuppe und Würstchen ebenfalls; die kaufen wir auf unserer Reise an den deutschen Bahnhöfen, serviert auf einem Papptellerchen mit Senf und einem weißen Brötchen. Doch an all diesen Speisen verzaubern mich auch Kleinigkeiten, die gar nichts mit dem Geschmack zu tun haben: das wunderschöne Rosa des Lachses oder die geleeartige Durchsichtigkeit des Kissels, der dampfige Duft der Würstchen und die klare Form des weißen Brötchens.

Lebertran wiederum ist mir kein bisschen zuwider. Er hat nichts von einem Lebensmittel und sieht aus wie flüssiger Klebstoff. Während meine Schwester sich unter den Tischen und hinter dem Sofa versteckt, wenn der Moment der täglichen

Ölration gekommen ist, schlucke ich sie ergeben hinunter. Natürlich hoffe ich, mich damit endlich hervorzutun, aber ehrlich gesagt, kostet es mich nicht viel. Doch meine Mutter, die meine abstoßenden Ernährungsvorlieben womöglich erahnt, scheint meine Fügsamkeit gegenüber Lebertran fast mit Ekel zur Kenntnis zu nehmen und bemitleidet stattdessen meine Schwester, die sie, wenn auch mit strenger Miene, hinter dem Sofa hervorzerzt. Was würde sie wohl sagen, wenn sie wüsste, dass ich, eingeschlossen im Badezimmer, regelmäßig Nivea-Creme nasche und danach sorgfältig über die Oberfläche lecke, damit sie wieder glatt wird?

Hin und wieder bin ich kurz davor, ihr zu erzählen, dass ich im Bad Nivea-Creme esse; und wenn sie darüber lachen würde, statt mich auszuschimpfen? Oder ich würde ihr gern sagen, wieso ich so lange im kleinen Klosett neben der Küche verschwinde. Ständig sind sie böse auf mich, weil ich so oft dort drin bin, dabei störe ich doch niemanden; ich hocke nur auf dem Klodeckel und rede mit dem Hund, der in der Glühbirne eingesperrt ist.

Eingesperrt im Glühfadenpferch, und ich rede mit ihm, bemitleide ihn und bemitleide mich: »Hund«, sage ich zu ihm, »du bist dort eingesperrt, und ich bin hier eingesperrt, und wenn ich rausgehe, schimpfen sie mit mir und schicken mich morgen ins Eisbad.« Außerdem habe ich herausgefunden, dass ich bei Schnupfen einen ekligen Geruch in der Nase habe. »Hund, du hast keinen Schnupfen; du bist sauber, geruchlos und hell in deinem Pferch.«

Aber ich rede nicht mit meiner Mutter, es lähmt mich, dass ich nichts Lobenswertes an mir habe. Wenn sie mich ansieht, spüre ich, dass sie mich durchschaut. Es hat keinen Zweck, ihr

etwas vorzumachen, ich bin nichts wert. Wenn sie mich wenigstens dafür bemitleiden würden, doch niemand bemitleidet mich. Nicht einmal, wenn ich krank bin. Ich bin oft krank, alberne Krankheiten, die »Kinderkrankheiten« heißen. Als meine Schwester wenige Monate alt war, erkrankte sie so schwer, dass sie fast gestorben wäre. Danach war sie nie wieder krank.

Meine Mutter betet meine albernsten Krankheiten herunter wie den Rosenkranz ihrer Qualen; kaum werde ich krank, sorgt sie sich und bleibt zu Hause, um mich zu pflegen. Während ich allmählich auf dem Weg der Besserung bin, ist jedes Fiebermessen ein heikler Moment. Einmal, als das Thermometer noch immer siebenunddreißig fünf, statt sechsunddreißig acht anzeigt, wird sie so wütend, dass sie es in die Ecke pfeffert. Oder es war etwas anderes, an das ich mich nicht erinnere. »Was hast du angestellt? Bist du aufgestanden und ans Fenster gegangen? Ohne Pantoffeln? Bist du auf dem Bett herumgehüpft?« Ich habe Angst vor ihr, aber sie tut mir leid: Es stimmt ja, sie muss zu Hause bleiben, um mich zu pflegen, dabei hat sie an der Universität so viel um die Ohren.

Ich bin allerdings ganz froh, krank zu werden. Gerade weil sie zu Hause bleiben muss, um mich zu pflegen. Abgesehen von den klebrigen gelben Halswickeln und dem Löffelchen des Arztes, finde ich das ganze Krankheitszeremoniell großartig. Der Teller blasse Brühe auf dem Tablett – das Tablett samt sauberer Serviette, ganz für mich allein – und der Geschmack der Hustensäfte erst. Jeden Morgen wäscht meine Mutter mich gründlich und pudert mich ein. Eingehüllt in den Duft meiner Waschungen, kuschle ich mich unter die Decke und betrachte die Sonne auf der Tapete. In ihrem kleinen Lichtquadrat an der Wand gehört auch sie ganz allein mir. Ich bin vor jeder lauern-

den Gefahr geschützt und kann mich von den Anstrengungen der täglichen Gegenwehr ausruhen.

Wie eine Spinne kauere ich im Zentrum meines Lebens und webe ein schützendes Netz um mich. Ich darf meinen Platz nie verlassen, bin auf mich selbst gestellt und kann mir nicht die winzigste Ablenkung erlauben: Ich muss versuchen, den anderen möglichst wenig von mir preiszugeben, die mich Stück für Stück zerstören wollen.

Mit ihren Fragen, ihrem Gelächter: »Gehst du gern eislauen? Gehst du gern in den Kindergarten, magst du heiße Schokolade?« Oder: »Sag dies, sag das, was sagst du zu der Dame?«

Egal was ich sage, sie lachen darüber.

Vergeblich die Bemühungen meiner Mutter und meines Großvaters, mir ein *merci* zu entlocken, als Großvater mir unter dem Haselstrauch im Garten von Torre Pellice eine Weintraube hinhält. Großvater war – wie seltsam – im Morgenmantel. Er war bereits sehr krank und verbrachte die meiste Zeit des Tages im Bett. An jenem Nachmittag war er mit unendlich langsamen Schritten auf die Wiese getappt, um Trauben zu pflücken. Nun hielt er sie in der Hand, mit ihren schönen, goldfarbenen Beeren, doch ich bekam den Mund nicht auf. Ungeduldig und enttäuscht presste Großvater die Lippen zusammen.

Wenige Monate später sind wir wieder in Riga, und eines Morgens führt uns die Gouvernante in Mamas Zimmer. Sie sitzt im Unterkleid auf dem Bett, die Arme nackt, und weint mit kraus gezogener Nase. Großvater in Italien ist gestorben.

Auch dieses Mal schwieg ich, natürlich aus Vorsicht, um mir keine Blöße zu geben. Aber ich war auch verblüfft: Ich hatte meine Mutter noch nie weinen sehen und begriff nicht, weshalb sie weinte.

Es rührte mich nicht – die Großen rührten mich nie, unser sterbender Hund rührte mich, der mit seiner kranken Schnauze vergeblich nach Luft rang –, vielmehr kam es mir vor, als wäre sie nicht mehr meine Mutter (sie war Großvaters Tochter), und das machte sie mir in ihrer unerklärlichen Erschütterung so fern – galten ihre Gefühle nicht einzig meiner Schwester und mir? –, dass man sie nicht mehr fürchten konnte.

Außerdem darf man seine Gefühle nicht zeigen, wer es tut, spielt bestimmt nur Theater.

Als ich meinen Vater zum letzten Mal sah – ich war zwölf Jahre alt, er und meine Mutter ließen sich gerade scheiden, und er war uns für ein paar Tage in Torre Pellice besuchen gekommen, wo wir seit zwei Jahren bei Großmama lebten –, verabschiedeten wir uns im Vicolo ai Dagotti, in dem das Haus meiner Großeltern steht. Vielleicht war ich auf dem Weg in die Schule: Ich war allein, meine Schwester war womöglich schon vorgegangen. Als ich gerade in die Hauptstraße einbiegen wollte, lief mein Vater, der an der Gassenecke zurückgeblieben war, mir nach, holte mich ein, schloss mich in die Arme, hob mich hoch und küsste mich weinend auf den Mund. Diese unserem üblichen Umgang so fremde Geste verblüffte mich und stieß mich ab. Als er mich wieder absetzte, stob ich grußlos davon und ließ ihn, groß in seinem dunklen Mantel, in der Gasse stehen.

Während ich rennend in die große Straße einbog und mir mit der Hand über den Mund wischte, fragte ich mich immer wieder: Was ist bloß in ihn gefahren? Und zugleich: Wer ist er?

Ich war verblüfft, aber ganz anders als bei meiner weinenden Mutter. Ihr Weinen hatte sie mir fremd gemacht, doch

die plötzliche und unerwartete – nicht geschauspielerte – Reaktion meines Vaters hatte etwas in mir zu fassen bekommen. Etwas, das es nicht gab, das abwesend war.

Sogleich empfand ich diese Abwesenheit wie eine Schuld, lang ehe mir klar wurde, dass ich ihn im Vicolo ai Dagotti zum letzten Mal zurückgelassen hatte, groß in seinem dunklen Mantel, aufrecht im Angesicht der Deutschen, die ihn im Oktober oder November 1941 in Riga erschossen.

Eine zwischen ihm und mir, die wir einander nicht hatten kennenlernen können, geteilte Schuld.

Ich weiß so gut wie nichts über ihn. Mir bleiben nur spärliche Kindheitserinnerungen. Ich habe keine Ahnung, wie meine Mutter und er sich begegnet sind, wusste lange nicht, weshalb sie geheiratet hatten, kenne das Datum seines Todes nicht und habe das seiner Geburt den Scheidungspapieren meiner Mutter entnommen.